

## **Die Pferde**

In Onion Lake, in diesem abgelegenen Teil Kanadas, haben Pferde nur einen geringen materiellen Wert. Auf jeder Farm leben Dutzende von halb verwilderten Pferden. Den Winter verbringen die Tiere abgemagert auf kahlen Weiden. Selbst bei eisigen Temperaturen und tobendem Unwetter bleiben sie draußen. Die Pferde sehen in ihrem dicken Winterpelz wie Teddybären aus. Wenn sie Glück haben, gönnt ihnen der Besitzer im Winter etwas Heu. Weil alle Farmer genug Pferde haben, kümmert es sie wenig, wenn einige davon den Winter nicht überstehen.

Kein Kanadier reitet in dieser Gegend zum Vergnügen. Die Pferde werden für das Zusammentreiben der Rinderherden im Frühling und Herbst gebraucht. An solchen Tagen reiten die Männer die untrainierten Tiere bis zu acht Stunden. Die armen Pferde gehen danach für Wochen lahm. Kein Wunder, wenn sie in Zukunft die Flucht ergreifen, wenn sich ein Mensch nähert. Sie wissen, was ihnen blüht, wenn sie sich fangen lassen. Die Farmer versicherten mir immer, wie sehr sie ihre Pferde lieben würden. Voller Stolz zeigten sie mir ihre brandmageren, vernachlässigten Tiere. Ich bemühte mich, mein Befremden über den jämmerlichen Zustand der Tiere möglichst sachlich und emotionslos mitzuteilen, doch es war, als ob die Farmer und ich völlig verschiedene Sprachen reden würden.

Furchtbare Bilder bekam ich jeweils auf den Pferdemarkten zu sehen. Norman liebte es, an diesen Veranstaltungen seine alten Freunde zu treffen. Anfänglich schleppte er mich jedes Wochenende auf die Shows, was immer stundenlanges Autofahren bedeutete. Nach dem Besuch eines Pferdemarktes konnte ich anfangs kaum mehr schlafen, die schrecklichen Bilder verfolgten mich in meinen Träumen. Da sah ich Pferde mit dermaßen vernachlässigten Hufen, dass sich die Hufe zu einem Schnabel geformt und in das Bein hineingeböhrt hatten. Pferde, die sich kaum noch vorwärts bewegen konnten und solche, die mit offenen Wunden herumstanden. Die meisten dieser bemitleidenswerten Kreaturen kaufte der Schlachter. Die Pferdemarkte im Norden boten alle das gleiche Bild. Tierschutz ist in diesem abgelegenen Teil Kanadas ein Fremdwort. Ich konnte mich beim besten Willen nicht an diese Verhältnisse gewöhnen, obwohl ich es wirklich versuchte.

(...)

Der wunderschöne Happy Days wurde zu meinem ersten, niederschmetternden Lehrstück in einem Land, in dem die Gedanken und Vorstellungen der Menschen etwas anders beschaffen sind als in der kleinen Schweiz.

Nachdem ich dieses Pferd gesehen hatte, dachte ich nur noch an ihn. Ich schloss auch sehr schnell Freundschaft mit ihm, denn er teilte meine Leidenschaft für Schokolade. Für ein Stück davon war er bereit, einiges zu tun. Seine Bestechlichkeit würde mir beim Zureiten helfen. Kaum waren die Temperaturen nicht mehr so unbarmherzig, erwähnte ich Norman gegenüber, dass ich den Wallach schonend zureiten wollte.

Seine Reaktion überraschte mich. Der Schreck stand ihm im Gesicht geschrieben.

„Reiten? Happy Days?“

Es dauerte eine Weile, bis ich mit Hilfe Ednas die Hintergründe kannte. Norman hatte Happy Days letztes Jahr geritten! Mir standen die Haare zu Berg. Dieser Koloss von mindestens 120 Kilo hatte sich auf das zweijährige Fohlen ohne jegliche Rückenmuskulatur gesetzt???

„Ging gut, eine Woche lang!“, sagte er stolz.

Mir wurde schlecht bei der Vorstellung, dass er das Fohlen eine Woche lang geritten hatte und das mit seinem Gewicht!

„Verkaufe ihn in ein paar Wochen ans Rodeo.“

„Nein! Das kannst du nicht machen!“

Der arme Mann musste sich wieder eine Schimpftirade über den primitiven Machosport anhören.

„Rodeopferde haben ein schönes Leben, arbeiten nur wenige Minuten“, wandte er ein.

Ich hatte sie gesehen, diese bedauernswerten Kreaturen, die Flanken blutig von den scharfen Sporen, die weit aufgerissenen Augen, der verzweifelte Versuch, den mit Nägeln bestückte Gurt um die Geschlechtsteile loszuwerden. Und das sollte ein schönes Leben sein??? Ich würde das verhindern. Wenn ich Happy Days zureiten konnte, war er fürs Rodeo wertlos, weil er dann kein „Naturbocker“ mehr war. Norman zuckte die Schultern, als ich ihn in mein Vorhaben einweihte.

„Happy Days hat das Zeug zum ‚Bocker des Jahres‘. Dann ist er sehr wertvoll und wird verhätschelt“, versuchte es Norman nochmals. Der Pokal für den „Bocker des Jahres“ war unter den Pferdezüchtern sehr begehrt und brachte neben der Ehre auch ziemlich viel Geld ein. Mich schauderte beim Gedanken, dass die Sporen der Cowboys die goldenen Flanken dieses schönen Pferdes blutig reißen würden.

Ich ließ mir Zeit mit dem hübschen Pferd. Sein freundliches Wesen kam einer Zusammenarbeit entgegen. Endlich konnte ich all mein Wissen um diese edlen Tiere mal in der Realität ausprobieren. In der Schweiz werden Pferde von Profis zugeritten, für Amateure war das zu gefährlich. Hier aber, in der Weite Kanadas, wurde auch das anders gehandhabt als bei uns in der Schweiz. Jeder Farmer ritt seine Pferde selber zu, meistens unbelastet vom geringsten Wissen und Können.

Nach einigen Wochen legte ich den Arm auf Happys Rücken und übte Druck aus. Das sonst so geduldige Pferd begann mit dem Schweif zu schlagen, wickelte sich seitwärts aus und legte die Ohren an. Nach einige weiteren Versuchen wusste ich es: Happy Days hatte Rückenschmerzen, Normans Gewicht hatte seinen Tribut gefordert. Er zuckte die Schulter, als ich ihn damit konfrontierte. Was sollte daran schlimm sein? Er hatte ja schließlich auch Rückenschmerzen. Die Zeit arbeitete gegen mich. Ich verschaffte mir aus der Schweiz Bücher, die sich mit Rückenproblemen der Pferde auseinandersetzen. Ich ließ Happy Days unzählige Übungen machen, die ihm helfen sollten, die Schmerzen zum Verschwinden zu bringen, alles nutzlos.

Als der bildschöne Happy Days in den Transporter des Rodeoveranstalters einstieg, heulte ich vor Wut, Machtlosigkeit und Enttäuschung. Ein paar Tage lang dachte ich

ernsthaft daran, in die Schweiz zurückzufliegen. Ich fühlte mich so elend und hilflos. Die raue kanadische Wirklichkeit hatte meine romantischen Träume schnell eingeholt und mit Macht im Präriesand zertreten. Ausgerechnet an meinem wundesten Punkt, meiner grenzenlosen Liebe zu Pferden und Hunden, hatte es mich erwischt. Der Schock saß tief. Nach einer Zeit des Selbstmitleids, der Wut auf die bösen Kanadier kam ich zur Einsicht, dass es keinem nützte, wenn ich abreiste. Eines stand für mich aber unverrückbar fest: Ich würde alles, wirklich alles tun, um zu verhindern, dass sich Ähnliches wiederholte. „Nur über meine Leiche“, schwor ich mir.

Als Happy Days zum „Bocker des Jahres“ gekürt wurde, holte mich das Gefühl der Verzweiflung nochmals ein. Norman und Edna fuhren allein zur Krönung. Strahlend wie ein Maikäfer auf der Hochzeitsreise stellte Norman den großen Pokal in Form eines bockenden Pferdes auf den Wohnzimmertisch. Jeden Tag an Happy Days erinnert zu werden, ertrug ich nicht und ich stellte den Pokal neben die Couch. Weder Edna noch Norman erhoben Einwände.

Mit besonderer Sorgfalt widmete ich mich Happy Days Bruder „Golden“. Außer der schönen Farbe und der Größe hatte er jedoch wenig von seinem liebenswerten Bruder. Es war ein hartes Stück Arbeit, bis ich den Halbstarren „zivilisationstauglich“ erzogen hatte. Wir beide mochten uns nicht besonders, doch selbst der störrische Golden hatte es in meinem Augen nicht verdient, beim Rodeo zu landen. Er fand später als Zuchthengst einen Lebensplatz.

Kaum hatte ich die Fohlen halbwegs erzogen, begann der dreieinhalbjährige Zuchthengst Shane Bar Tona ein Problem zu werden. Der muskulöse Braune lebte ohne Beschäftigung in seinem Korral, war weder erzogen noch zugeritten. Er benahm sich wie ein Jüngling im Flegelalter, jeden Tag steckte er seine Grenzen weiter und niemand wies ihn in die Schranken. Zeigte sich ein frei lebender Indianerhengst am Horizont, tobte Shane nachher noch eine Ewigkeit im Korral herum. Zum Glück hielt der neue Holzzaun seinen wütenden Attacken stand. Ich fand, dass dieses eintönige und untätige Leben für einen kraftstrotzenden Hengst nicht das Richtige sei. Norman zuckte die Schultern und sagte: „Ride him.“

Wie bitte? Einen Hengst reiten, der noch nie einen Menschen auf seinem Rücken getragen hatte, der die Wildheit pur verkörperte? Die Geduld meiner Schutzengel hatte ich in der Vergangenheit schon zu oft strapaziert, übertreiben wollte ich es nicht. Ich musste wohl ziemlich fassungslos ausgesehen haben, denn Norman meinte entschuldigend, der Hengst sei halt viel mehr wert, wenn er zugeritten sei. Das sah ich ein und entschloss mich, einen Versuch zu wagen. Schließlich hatte ich auch Golden, seinem Halbbruder, Manieren beigebracht. Doch da hatte ich mir eine sehr schwierige Aufgabe ausgesucht, Shane war kein Fohlen mehr, sondern ein Hengst mit ausgeprägtem Selbstbewusstsein. Jeden Tag stellte er die Rangordnungsfrage. Ich musste höllisch aufpassen, dass er mich nicht einfach in den Boden stampfte. Der große Braune liebte unsere Auseinandersetzungen. Klar, er gewann die Zweikämpfe auch meistens. Ihn jetzt zu reiten hätte an Selbstmord gegrenzt. Dann

erfand der mächtige Braune ein unterhaltsames Spiel; er begab sich auf Menschenjagd. Um in den Stall zu gelangen, mussten wir den Korral durchqueren, wenn wir nicht einen Umweg machen wollten. Mit flach angelegten Ohren und gebleckten Zähnen schoss Shane auf uns zu. Als ich das erste Mal vor ihm davonlief, hatte ich endgültig jede Autorität eingebüßt. Jetzt gab es nur noch zwei Möglichkeiten, den Hengst in die Schranken zu weisen: Ich musste ihn entweder reiten oder ihn wie in einem Hengstkampf zu Boden werfen. Entschloss ich mich, ihn zu reiten, durfte ich mich auf keinen Fall abwerfen lassen, der Hengst hätte mich dann wahrscheinlich umgebracht. Wollte ich ihn zu Boden werfen, musste ich ihm ein scharfes Halfter anziehen, das mir meine Aufgabe erleichterte. Doch kampflös würde sich Shane sicher nicht in den Sand legen lassen. Ich überlegte mir meinen nächsten Schritt gründlich, denn ich wusste in meinem Herzen ganz genau, dass ich dieser Aufgabe nicht gewachsen war, aus dem einfachen Grund, weil ich Angst vor dem Hengst hatte. Einem Tier kann man nicht den Mutigen vorspielen wie einem Menschen. Das Tier spürt sofort, was nur Show ist.